

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 61.

Samstag, 13. März.

1915.

(18. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Krideberg.

Nachdruck verboten.

Einen Augenblick herrschte Totenstille im Zimmer. Man hörte das hastige Ticken der Stuhluhr auf dem Kaminsims, und aus einem entfernten Zimmer schallte das mitsönige Geschrei des Papageis herüber, der ungeduldig nach seinem Frühstück verlangte. Frau von Grening blickte starr und bestürzt auf ihren Mann, der in finsternem Schweigen in seinem Lehnstuhl saß. In beider Empfinden kämpfte mit der Überraschung das unbehagliche, wenn auch vage Gefühl: das hättest du eigentlich voraussehen können! Wie war es möglich, daß du daran nicht gedacht hast?

Herr von Grening richtete sich endlich straff auf und sagte den Sohn scharf ins Auge: also eine Mesalliance wollte er eingehen? Die Dore war ihm ans Herz gewachsen wie ein eigen Kind, und er vermochte sich schlechterdings nicht vorzustellen, wer mit ihm Schach spielen, ihm die Grillen vertreiben und die Zeitungen vorlesen sollte, wenn er im Winter von Podagra geplagt war, wenn Dore nicht mehr da sein sollte, und daß diese Frage seines Sohnes in jedem Falle eine völlige Umgestaltung ihres Verhältnisses zu Dore verursachen würde, war klar. Hier handelte es sich um ihr Bleiben oder Scheiden; aber wozu diese ganze Geschichte? Trotzdem er ein liberal denkender Mann war, traf es ihn hart, daß sein Sohn, den Familien-traditionen zum Trotz, ein bürgerliches Mädchen heiraten wollte. Die Birkenhainerin hatte er längst ausgeschieden, die mochte tun und treiben, was sie wollte, aber der Stammbaum sollte rein bleiben. Für diese Mesalliance lag nach seiner Ansicht weder eine Notwendigkeit noch überhaupt eine Veranlassung vor.

„Sml! Darf man fragen, ob dem jungen Herrn diese sonderbare Idee erst von gestern zu heute gekommen ist?“ sagte er endlich scharf.

„Sie ist mit mir aufgewachsen, Vater.“

„Nur uns hat man nicht früher gewürdigt, etwas davon zu erfahren.“

„Ich meinte, Vater, es ist selbstverständlich, daß Dore und ich zusammenbleiben müssen.“

„Dagegen habe ich nichts, muß aber dazu partout geheiratet sein? Ihr habt, solange ihr denken könnt, zusammen gelebt und seid zufrieden und glücklich gewesen, warum braucht da nun plötzlich eine Änderung einzutreten? Natürlich habt ihr die Sache schon zwischen euch abgemacht! Ich hätte Dore einer solchen Hinterlist und Heimlichkeit nicht fähig gehalten!“

„Dore hat meine Anspielungen auf die Angelegenheit immer für Scherz gehalten, und als ich jetzt ernstlich in sie drang, hat sie mir erklärt, nie heiraten zu wollen.“

„Sehr vernünftig, — das sieht ihr ähnlich. . .“

„Aber ich hoffe bestimmt, Vater, daß sie ihre Meinung ändern wird. Nach dieser perfiden Beschimpfung ihrer Ehre wird sie mir vor der Welt das Recht geben, als ihr Verlobter für sie einzutreten.“

„Du scheinst im Begriff zu stehen, eine große Dummheit zu machen!“

Geinz hob erragt den Kopf, aber da sah er im Antlitz der Mutter das Wohlwollen für ihn und die Geliebe, und aus des Vaters Worten hatte eine merkwürdige Verlegenheit herausgeklungen. So sagte er, sich zur Ruhe zwingend, mit Berechnung: „Würdet ihr es lieber sehen, wenn ich Riddy heirate?“

Herr von Grening fuhr zornig auf, froh, einen Gegenstand gefunden zu haben, an dem er seine innere Ratlosigkeit austoben konnte. „Zum Kuckuck nicht noch mal! Gibt es denn nicht mehr Mädchen in der Welt als diese beiden? Die Birkenhainer? Das könnte mir passen! Tut mir schon lange leid, daß ich mich habe breitschlagen lassen, sie einzuladen, — aber das mußte ja à tout prix geschehen. Nun frage ich, wozu, wenn da nicht bestimmte Absichten vorlagen.“

„Vater, es hat eine Zeit gegeben, in der ich glaubte, Riddy zu lieben. Ich war auch verliebt in sie, das kann ich nicht abstreiten, aber trotzdem habe ich bis jetzt ernstlich nie daran gedacht, sie zu heiraten; ich habe immer Dore als meine zukünftige Frau betrachtet.“

„Und da du gemeint hast, ihrer sicher zu sein, nur zu winken hättest, daß sie dir freudig in die Arme falle, hast du dir gelegentlich eine kleine Abschweifung gestattet! Recht schmeichelhaft für Dore! Das müßte ja eine recht harmlose Ehe werden.“

„Damals wußte ich noch nicht, daß ich Dore liebe, Vater.“

„Das Bewußtsein ist dir wohl plötzlich über Nacht im Traum gekommen?“

„Ottomar“, hat Frau von Grening, „das ist Sache der jungen Leute.“

„Nun, man wird sich doch wohl wundern dürfen über so eine durch und durch verdrehte Geschichte. Er lebt mit der einen mehr als zwanzig Jahre zusammen, ohne zu merken, daß er sie liebt, dafür verliebt er sich Knall und Fall in eine andere, um plötzlich zu finden, daß er diese doch nicht liebt, sondern eigentlich die erste. . . Lehre mich einer den Unsinn begreifen!“

„Gieber Vater“, sagte Geinz mit einem lächelnden Seitenblick auf die ermutigende Miene der Mutter, „ich bin fest entschlossen, eine von den beiden zu heiraten, wenn nicht Dore, dann Riddy — aber ich hoffe, du gibst mir Dore!“

Wenn Herr von Grening äußerlich seine vornehme Ruhe einbüßte, so war das stets ein Zeichen innerer Unsicherheit und Verlegenheit, — es galt also, diplomatisch vorzugehen! Daß der Vater nie seine Einwilligung zu einer Ehe mit Riddy geben würde, das ahnte Geinz.

„So, also klipp und klar! Nun gut, so will ich ebenso antworten: Die Angelegenheit mit Dore kann ich nicht im Sandumdrehen entscheiden, — die Kleine hat Rechte an uns. Außerdem hat man sie auch ein bißchen gern. Ich muß mir erst reiflich überlegen, wie wir mit aller Rücksicht und Zartheit, die sie verlangen kann, unserer Pflicht gegen sie nachkommen können. Aber die Sache mit der Birkenhainerin ist heute schon

entschieden, da sage ich ein für allemal nein, — ich will mit der Sippe meiner gräßlichen Schwägerin nichts zu tun haben!“

„Ottomar, ich bitte, mäßige dich!“ mahnte seine Frau.

„Lieber Vater, lassen wir doch Biddy! Ich bitte dich ja um Dore, und ich danke dir von ganzem Herzen, daß du mir meine Hoffnungen nicht mit einem kurzen „Nein“ abgeschnitten hast. Vergiß noch nicht, daß ich Dore liebe . . . Mutterchen, ich weiß, du und Papa habt einander aus reiner Herzensneigung geheiratet; währt mir doch wenigstens das Glück, Dore meine Braut nennen zu dürfen . . . wenn ich sie auch niemals sollte heiraten können.“

„Ein Wahnsinn ist das!“ rief Herr von Grening, aber es klang viel weniger empört, als seine Worte vorhin. „Verloben und nicht heiraten? Unsinn! Entweder — oder . . .“

„Wir wollen darüber heute nicht weiter sprechen“, sagte Heinz gequält, „darf ich mir morgen Antwort holen?“

Herr von Grening brummte etwas Unverständliches, seine Frau streckte dem Sohn ihre Hände entgegen, und als er sich über sie neigte, um sie zu küssen, sah er, daß ihre Augen in Tränen schwammen.

„Mein lieber, lieber Junge!“

„Ich bitte euch, zu keinem Menschen von dem Brief etwas zu sagen“, bemerkte Heinz, ehe er ging, „ich möchte das selber in die Hand nehmen, mir sind da besondere Gedanken gekommen, — wir müssen doch heute noch den Hausball vorübergehen lassen!“

Heinz war noch nicht lange in seinem Zimmer, als Rittmeister sich melden ließ; der alte gnädige Herr habe sich nicht sprechen lassen, sondern ihn an seinen Sohn verwiesen. „Darf ich Sie mit einer Privatangelegenheit belästigen, Herr von Grening? Zuerst will ich den Hauptzweck meines Kommens berühren: ich bitte Sie um meine Entlassung.“

Heinz horchte erstaunt und mißtrauisch auf: „Klaus, was bedeutet das?“ Wenn er mit Rittmeister allein war, pflegte er ihn alter Gewohnheit nach mit dem Vornamen anzureden.

„Ich habe gemerkt, daß gestern mein Zusammensein mit Fräulein Werlich von gewisser Seite eine Auslegung gefunden hat, die Fräulein Werlich beleidigen und herabsetzen muß. Wir haben monatelang gemeinsam gearbeitet, ohne daß es bei irgend jemand Anstoß erregt hätte, und ich konnte nicht ahnen, daß überhaupt ein Mensch instande sein würde, sich an Fräulein Werlich mit einem so erniedrigenden Verdacht heranzuwagen; sonst hätte ich ein Tete-a-tete, wie unser harmloses Zusammensein genannt wurde, vermieden.“

„Aber Klaus, Sie wissen recht gut, daß ich diese Auslegung nicht teile.“

„Das ändert die Angelegenheit nicht, Herr von Grening. Die Tatsache, daß überhaupt jemand in einem solchen Ton, wie es Fräulein von Grening getan hat, von einem Tete-a-tete sprechen konnte, genügt für einen anständigen Mann, Maßregeln zu ergreifen, die eine Wiederholung eines so peinlichen Vorfalles ein für allemal unmöglich machen. Die Sache ist um so gravierender, als der Schlüssel aus dem Schloß gezogen war und wir uns also, wie jeder Böswillige annehmen kann, eingeschlossen hatten. Ich würde gewiß nicht das Feld räumen, wenn es in meiner Macht stände, Fräulein Werlich's Namen mit meinem eigenen zu decken, aber Herr von Grening, Sie wissen selber, daß Fräulein Werlich nichts anderes als ihren Berater in mir sieht, ich darf in keiner Weise hoffen, daß sie den von mir angedeuteten Schutz annehmen würde.“

„Können Sie sich erklären, wie der Schlüssel fortgekommen ist?“ fragte Heinz rasch, um über das Peinliche der Situation hinwegzukommen.

„Ja.“

„Nun, wie?“

„Das möchte ich für mich behalten. Ich will nur erwähnen, daß einer der Burschen vom Geräteschuppen

aus eine Dame nach dem Gewächshaus hat schleichen und wieder zurückhuschen sehen, und ich entfinne mich jetzt sehr wohl, ein leises Schnappen des Schloßes gehört zu haben; gestern habe ich nicht darauf geachtet.“

„Wie plump!“ murmelte Heinz ingrimmig. Er sah da mit gerunzelter Stirn. Selber einen Verdacht gegen einen Verwandten zu hegen, ist etwas anderes, als ihn von einem Fremden aussprechen zu hören. Er stand plötzlich auf, ging zu seinem Schreibtisch und nahm den anonymen Brief aus seinem Schubfach.

„Lesen Sie einmal diesen Wisch, Klaus, und sagen Sie mir, was Sie darüber denken.“

Rittmeister war freibleich, als er den Brief wieder in Heinz' Hände legte. Er zitterte vor Empörung.

„Wollen Sie den Absender?“

„O ja, er ist nicht schwer zu erraten.“

„Vertram?“

„Nein, Herr von Grening, Vertram sicher nicht, obwohl man versucht hat, seine Schrift nachzuahmen. Vertram ist mein Freund und zu einem solchen Schurkenstreich gänzlich unfähig; ich bin außerdem in der Lage, den schlagenden Beweis zu liefern, daß dieser Brief nicht von ihm stammen kann; er hat eine deutliche Marke und ist nach dem Stempel gestern in Berlin zur Post gegeben, und Vertram befindet sich schon seit sechs Tagen in London.“

Er zog einen Brief aus seiner Brusttasche.

„Diesen Brief hier habe ich heute von Vertram erhalten, er datiert aus England von vorgestern.“

„Ich habe es gewußt, daß Vertram dazu nicht fähig war“, sagte Heinz. Auf seinem Gesicht spiegeln sich Born, Verachtung und Pein, und er blickte düster vor sich hin.

„Herr von Grening, ich glaube, daß dieser Brief aus der gleichen Quelle stammt wie das andere alles.“

Heinz winkte hastig mit der Hand. „Schweigen Sie, Klaus, lassen wir das.“

Aber Rittmeister trat einen Schritt auf ihn zu und sagte ernst und bestimmt: „Nein, Herr von Grening, hier darf ich nicht schweigen, hier steht viel auf dem Spiel, vielleicht Ihre Ehre und Ihr Lebensglück, und Sie sind der Sohn meines Wohlthäters. Ich bitte Sie, mir einmal für einen kurzen Augenblick zu gestatten, in der Art der alten Zeit mit Ihnen zu sprechen, als ich mich noch mit Ihnen gleichstehend fühlen durfte.“ Er holte tief Atem und fuhr fort: „Fräulein von Grening ist Ihre Cousine, sie genießt die Gastfreundschaft Ihres Hauses, und ich glaube ich weiß, wie schwerwiegend es ist, wenn ich trotz alledem zu Ihnen sage: Fräulein von Grening ist alles dessen nicht wert!“

„Rittmeister!“

„Ich kann nur meine Worte wiederholen, ich kann Sie nur um Ihrer selbst willen bitten, seien Sie vorsichtig, überlegen Sie nichts, und vor allen Dingen: schützen Sie Fräulein Werlich vor dieser Dame, denn in ihrer selbstlosen Güte und Anglosigkeit ist sie ihren Bosheiten wehrlos preisgegeben. Ich habe es mit Grimm im Herzen bis jetzt mit ansehen müssen, wie sie unter ihren Nadelstichen zu leiden gehabt hat, und ich glaube nicht, daß mit Ihrem Willen irgend wer Fräulein Werlich zu nahe treten darf.“

„Das sind schwere Beschuldigungen, Klaus. Sie werden den Beweis dafür antreten.“

„Ich muß Sie an Fräulein Werlich weisen, Herr von Grening, sie kennt den Grund für mein scharfes Urteil, und sie mag mit dem, was ich ihr enthüllt habe, nach ihrem Ermessen verfahren. Selbstverständlich trete ich für jedes meiner Worte ein, aber ich mag nicht noch einmal den Angeber spielen.“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Das größte Zeichen der Klugheit ist, sich manchmal dumm zu stellen.
Gertrud Wolff-Ströberg.

Der deutsche „falsche Chic“ in der Pariser Mode.

Unser früherer Pariser Mitarbeiter, Karl Lahn, schreibt uns:

Das vom Justizminister Briand verordnete „Sequester“ der deutschen Firmen hat in Paris allgemeine Bestürzung hervorgerufen: Daß sich der deutsche Handel bereits in Frankreich niedergelassen hatte, wußte man. Aber daß er in so weitgehendem Maße Herr der Luxusindustrie geworden war, deren „unnachahmlichen Geschmack“ ein jeder rühmte, das ahnte niemand. Vornehmste Modehäuser, die das Monopol des echten Pariser „Chic“ zu haben schienen, zu denen das „Tout-Paris“ hinstürzte, die Komtesse Irma und Mlle. Sorel mit „Matinées“, „Tea-gowns“ und „Robes de Soirée“ versorgten, die bewundernswürdigsten Outmonumente schufen, die reichsten Pelze lieferten, all das waren deutsche Unternehmungen! Sie waren mit deutschem Kapital gegründet und hatten Reiter deutscher Rationalität. Dazu waren die vornehmsten, maßgebenden Pariser Modezeitschriften in Wien gedruckt! Horreur! Schaudervoll! Der große Krieg ist ein „Segen“ — er wird die Pariser Mode vom deutschen „falschen Chic“ befreien! Komtesse Irma und Mlle. Sorel sind krank, seit sie wissen, daß die, die sie so elegant und berühmt machten, verachtete „hochs“ waren.

Der beliebte Karikaturist Sem beruft sich mit Stolz im „Journal“ vom 19. Februar darauf, daß er kurz vor Kriegsausbruch öffentlich den Skandal aufgedeckt und geschrieben habe: „Man muß den deutschen Konfektionären, die sich auf den Pariser Platz stürzten, einmal gründlich die Wahrheit sagen, ihre schändlichen Sitten und widerlichen Methoden brandmarken, die sie in diesem so durchaus französischen Gewerbe einführten; die wahnsinnige, skrupellose Konkurrenz, das schamlose Nachmachen und Entstellen der von den Pariser Häusern kreierten Modelle, die zynische Jagd auf die Kundinnen, das System der kalt, mechanisch organisierten Macht- ausdehnung. Man kann aus dem Verfahren auf ihren Geschmack schließen. Sie erniedrigen das Gewerbe, das ein Kunstgewerbe bleiben muß. Die französischen Schneider, die an ihrer beruflichen Würde halten, sind gegenüber solchen unwürdigen Ausbeutungsmitteln entwaffnet. Der Kampf ist unmöglich geworden.“

Und Sem machte die deutschen Eindringlinge für die eigentümlichen Moden verantwortlich, illustrierte seinen Aufsatz mit einer Photographie der Capemode, zu der er eine Karikatur des deutschen Kaisers gesellte: „Ah! man sieht gleich, daß diese seltsamen Verkleidungen uns aus Deutschland kommen. Denn diese Dame gleicht aufs Haar dem Kaiser selbst. Derselbe weite Offiziersumhang, sein mit Federbusch übergoßener Helm — fehlt nur der große Säbel und sein aufgebürsteter Schnurrbart.“ Er versichert, daß er damals in seinem Artikel „Der wahre und der falsche Chic“ die jetzt sequestrierten Häuser hätte nennen können: „Es war wirklich an der Zeit, all diesen „hochs“ die Maske herunterzureißen, die unsere Place Vendôme im Sturm genommen haben, wo Napoleon hoch oben auf seiner Säule schon zu lange dem Einzug Wüthens beizumohnen scheint.“ Er spielt auf die Affäre Desclaux an, die bei der Konkurrenz der einst als sehr vornehm, aristokratisch geltenden Firma Véchoff, David et Cie. große Freude hervorruft. Madame Véchoff sitzt heute im Gefängnis Saint-Lazare, wo vor ihr Madame Steinheil und Thérèse Humbert, zuletzt auch Madame Caillaux saßen, und wartet, bis sie vor dem Kriegsgericht an der Seite des Heereszahlmeisters Desclaux erscheinen soll, weil dieser Bewunderer ihr allzu galant Hammelscheuten und Schindeln vom Regimentsprobandat gesandt hatte. Auch mitten im verwüstenden, blutigen Kriege darf es der Republik nicht an einem pikanten Frauenprozeß fehlen. Die beliebte Schneiderin und ihre Gesellschafter waren sämtlich Deutsche! Die deutsche Kronprinzessin ließ sich zuweilen in der Place Vendôme eine Toilette „hauen“. Aber auch wie viele selekteste und unpariserischste „Mondänen“!

Rein, Monsieur Sem lügt, wenn er behauptet, die Geschmacklosigkeiten und der „falsche Chic“ wären den deutschen „Konfektionären“ zuzuschreiben. Er weiß ganz genau, daß der eigentümlichste aller Schneider, Monsieur Poiret, kein Deutscher ist, wenn er auch den Versuch machte, den guten

Geschmack der deutschen Frauenwelt mit seinen orientalistischen Verwickelungen irrezuführen. Und er weiß auch, daß die „Mannequins“, die auf dem Rennplatz Longchamp ausgelacht zu werden pflegten, nicht von Véchoff, sondern von anderen angesehenen, gutfranzösischen Couturiers des Madeleine-Viertels ausgesandt wurden, die ebenso das berühmte „Cape“ auf dem Gewissen hatten. Mag Sem auch aus der Frankfurter „Eleganten Welt“ als Beispiele der jetzt auf sich „wiegewiesenen deutschen „Parifaktur“ recht verrückte Gut- und Halsfragenmodelle — böß von ihm karikiert! — vorführen, so wissen wir doch, daß der Krieg das Gute hatte, die deutsche Frauenwelt ganz für das Einfache, wahrhaft Kleidsamste zu stimmen und sie frei zu machen von den bewußten Pariser „Egzentrigitäten“.

Weshalb die Kriegsgrenel uns doch nicht abhalten sollen, gerechter wie Sem, gern anzuerkennen, daß der echte Pariser Chic eine sehr schöne Sache ist, genau wie der echte deutsche Geschmack, der schlicht und maßvoll ist.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die zerstörte Villa. Am 13. Februar 1915 wurde unser Batteriehäus durch eine feindliche (nebenbei bemerkt amerikanische) Granate zerstört. Aus diesem traurigen Anlaß entstand das Gedicht am 17. Februar auf den Trümmern unseres Habs.

Ref.: Als ich 1870 bin nach Frankreich.

Bei dem Dörfchen Mangelsaare
Steht ein Häuschen, hübsch und klein.
Doch die sträuben sich die Haare,
Trittst von hinten du herein.

Ne Granate war gesauet
Just zur Hintertür herein,
O, die hatte böß gehauet,
Alles schlug sie kurz und klein.

Trotzdem war es recht gemüthlich
In dem vordern Teil vom Haus,
Denn dort wohnten wir vergnüglich,
Lebten froh froh Laus und Maus.

Denn da drinnen in der Stube
Stand ein mächtiger Kamin,
Aberm Feuer hing ein Kessel,
Waren Pellkartoffeln drin.

Lustig war es jeden Abend
Um den grünen Tisch, so klein,
Bratkartoffeln duften labend,
Steifen Grog schaukt man dort ein.

Frohe Lieder hört man klingen,
Scherze folgten derb und fein,
Und vom Feld die Angeln singen,
Viel Kanonen donnern drein.

Als wir eines schönen Tages
Waren wieder am Geschütz,
Und nur einer war geblieben,
Um zu hüten den Vestig.

Kam ein Kanonier gelaufen,
Rief: „Hallo, Gefangenerin!
Ihr singt lustig, drüben schießen's
Eure Bude gänzlich ein!“

Und wir rannten schleunigst rüber,
Stand der Schornstein nicht mehr hoch,
Und der ganze vord're Giebel
War ein einzig großes Loch.

Doch der Hüter unsres Hauses
War schon gar nicht mehr zu seh'n,
Nur die Holzpantoffeln sah ich
Auf der Wiese einsam steh'n.

Durch den Zufall war entkommen
Er dem Unglück, groß und schwer,
Und nun kam er wohlbehalten
Auf den Strümpfen stolz daher.

Aber drinnen, in der Stube,
Sah es einfach furchtbar aus,
Wo das Ader war krepieret,
Uns erfüllte Schreck und Graus.

Dem wir sahen so im Umschau'n
Nicht die Breite einer Sand,
Wo nicht war ein Loch im Boden,
Wo kein Splitter in der Wand.

Mein Tornister war durchlöchert,
Sah grad aus als wie ein Sieb.
Man versteht, daß von dem Inhalt
Nichts mehr heil und ganz verblieb.

Biebschens Briefe war'n zerrissen,
Auch das Tagbuch, hübsch und fein,
Hatte Streifschuß und im Rücken
Ein Granatstück, nicht zu klein.

Mit dem Suchen meiner Sachen
Hatt' ich lange noch zu tun,
Seife, Zucker, Zahnbürst, Honig,
Alles war zum Teufel nun.

Dort die Butter an der Decke,
Hier das Schuhfett an der Wand,
Und der Kronleuchter, o Lücke,
Lag in Scherben in dem Sand.

All den andern Kameraden
Ging es besser nicht wie mir,
Und man sah nur Köpfschütteln,
Grub man wieder was herfür.

Jeder sammelte die Reste
Seiner Habe in 'nen Sack;
Fluchten dann gemeinsam feste
Auf das „Laufe-Lumpenpad“.

Von einem alten Wiesbadener Kriegsfreiwilligen
in Flandern.

Stilleben vor dem Feind. (Originalbrief.) —

Wie eine Familie kommen wir uns vor, wenn wir beim Lampen- oder Kerzenschein in unserm Strohhüttchen ums Feuer sitzen. Kein Miston, kein hartes Wort wird laut, jeder weiß was er zu tun hat. Kochen besorgt gewöhnlich einer (sind wahre Künstler), unsere Frauen werden saunen über die Fertigkeit, die mancher in diesem Beruf erlangt hat, denn Übung macht den Meister. Stubendienst, Spülen und andere häusliche Arbeiten werden abwechselnd von uns besorgt, denn Reinlichkeit ist das beste Vorbeugungsmittel gegen allerhand anhängliche kleine Tierchen. Bis jetzt sind wir noch ungezweifert und das ist ein Wunder. Seit dem Ausrücken noch kein Bett gehabt, die Wäsche nur beim Wechseln oder Waschen vom Körper, Tag und Nacht in den Hosen. Unsere Wäsche, Kleidung, Stiefel tabellos, sind in letzter Zeit alle neu eingekleidet worden vom Kopf bis zum Fuß. Holz bekommen wir von den zerschossenen, in Trümmern liegenden Häuser, auch dann und wann öfters mal Kohlen von der Batterie. Neben unserm Schlafgemach stehen zwei Pferde. Unser Lager besteht aus Stroh, zugedeckt mit Mantel und einer wollenen Decke, und was ruht sich's so gut, mehr wie einmal flogen feindliche Geschosse über unsere Villa „Stilleben“, ohne sie im geringsten zu beschädigen. Wenn wir keine Bache oder Schießen haben, ist es ganz gemächlich. Gesang, Lesen, Schreiben, Mühl- und Kartenspiel vertreibt die Zeit, und niemand glaubt, wenn er das Leben und Treiben sieht, sich im Kriege zu befinden, nur der rollende Geschützdonner und das Gewehrgeknatter erinnern an die raue Wirklichkeit. Die Kameradschaft, wie sie das Feldleben mit sich bringt, ist über alles erhaben. Gemeinsame Gefahren im Angesicht des manchmal recht nahen Todes, dann wieder gemeinsame Freuden binden und ketten Freundschaften fürs Leben. Ist doch jeder bestrebt, seine ganze Kraft, wenn es sein muß, sein Leben einzusetzen für unsere gerechte Sache, für Deutschlands Ehr' und Macht. Gesundheitszustand und Stimmung sind sehr gut und sind anstehende Krankheiten bei uns noch nicht vorgekommen — — —

Die Annonce als Werber. Als einen „bisher noch nie dagewesenen Triumph des Inzeratenwesens“ preist Axel Breg die Anwerbung der neuen Armee Rekruten. Die Zeitungsannonce habe sich hier als der beste und wirksamste Werber in der ganzen Kriegsgeschichte erwiesen. Es ist kaum ein Jahr her, seit das englische Kriegsministerium zuerst auf den Gedanken gekommen ist, sich seine Soldaten durch den Annoncenteil der Tagespresse zu besorgen. Es war im Frühjahr 1914, als sich das englische Kriegsministerium einem Fehlen von etwa 5000 Rekruten gegenüber sah. Die Arbeitslöhne waren damals hoch. Leute wurden in der Industrie ge-

sucht, und so fehlte die Not, die sonst den Engländer ins Meer treibt. In dieser schwierigen Lage erschien der Vorschlag eines Geschäftsmannes, die hochentwickelte Kunst des Annoncenwesens in den Dienst des Heeres zu stellen, den militärischen Behörden wie eine Rettung. Großmächtige Anzeigen erschienen in den Zeitungen, die mit lodenden Tönen zum Eintritt in die Armee aufforderten, und es war ein schlagender Erfolg. Man war allgemein von diesem Ausweg begeistert. Als der Krieg ausbrach, wurde dann diese Einrichtung des militärischen Anzeigenwesens auf eine viel breitere Grundlage gestellt; große Summen wurden dafür verausgabt und eine ganz neue Technik der Annonce ausgebildet. „Der große Annoncenfeldzug des Kriegsministeriums hat tatsächlich die ganze Tagespresse und den größten Teil der Zeitschriften des Vereinigten Königreichs in ihr Bereich gezogen und dadurch auf die breiteste Öffentlichkeit gewirkt. Mein abstrakter Patriotismus kann nicht Millionen von Menschen zur Selbstopferung bewegen. Er muß ihnen anschaulich und vollständig nahegebracht werden, wie es durch die Annonce geschieht. Die Anzeigen des Kriegsministeriums sind erfolgreich gewesen, weil sie auf den persönlichen Stolz des einzelnen eingingen, seiner Freiheitsliebe und seiner Entrüstung schmeichelten und ihn an der rechten Stelle zu packen wußten. Man vergleiche die verhältnismäßig farblosen und unanschaulichen Ausdrücke der ersten Anzeigen mit den packenden Fragen der letzten und besten: „Fünf Fragen an Männer, die noch nicht angeworben sind“, „vier Fragen an die Frauen“ oder „fünf Fragen an patriotische Arbeitgeber.“ Eine wie vortreffliche Annonce ist z. B. der Aufruf an die Herren männlicher Diener im wehrfähigen Alter: „Dient ein Mann Euch bei Tisch, der dem Vaterland dienen sollte? — Gräbt ein Mann in Eurem Garten, der einen Schützengraben graben sollte? — Denkt ein Mann Euren Wagen, der einen Transportwagen leihen sollte? — Schützt ein Mann Euer Bild, der das Vaterland schützen helfen sollte?“ Wie ungeheuer groß dieses Annoncen-geschäft des englischen Kriegsministeriums ist, das sucht der Verfasser schließlich durch einen Vergleich klarzumachen mit einem Manne, der für sein Haus Dienstmädchen sucht, oder mit einem Geschäftsinhaber, der anonciert, um Angestellte zu bekommen. Bei diesen handelt es sich um ein paar Menschen oder im Höchstsfall um ein paar Hundert. Bei den Annoncen der englischen Militärbehörde aber handelt es sich um ein paar Millionen, und da kann man denn freilich nicht oft, nicht aus-führlich und nicht anschaulich genug anonncieren.

Wo man vom Weltkrieg noch nichts weiß. Man kann gewiß annehmen, und es ist nicht überraschend, daß mancher Stamm im innersten Afrika oder ein entlegenes Asiatendorf in Tibet oder im Himalaja noch keine Kunde davon erhalten hat, daß in Europa nun schon so lange ein blutiger Krieg wütet. Es handelt sich bei diesen um wilde Völkerschaften, die jeder Verbindung mit der Kultur entbehren. Daß es aber auch in der kultivierten Welt Leute gibt, die vom Weltkrieg noch nichts wissen oder erst ganz kürzlich von ihm gehört haben, wird in einem Artikel der „Daily Mail“ behauptet. Vor kurzem wurde der merkwürdige Fall berichtet, daß ein englischer Segler in einen Hafen von Südafrika einlief und daß seine Mannschaft im höchsten Maße überrascht war, als sie hörte, daß England seit sechs Monaten in einen Weltkrieg verwickelt wäre. Zu den Ländern, zu denen die Kunde vom Kriege noch nicht gedrungen ist, gehört allem Anschein nach auch die Insel Tristan de Cunha, die mitten im Atlantischen Ozean liegt. Diese Insel, die sich im englischen Besitz befindet, wird von 80 oder 90 Personen bewohnt, die von schiffbrüchigen Matrosen abstammen. Die Bewohner von Tristan de Cunha erhalten nur einmal im Jahre die Post, die ihnen ein Dampfer vom Kap der Guten Hoffnung bringt. Noch haben sie durch diese regelmäßige Verbindung mit der übrigen Welt die Nachricht vom Kriege nicht erhalten, und die Insel genießt, während sonst die ganze Welt im tiefsten Erschütterung ist, ihre Ruhe und ungestörten Frieden.

Humor im Schützengraben. Ein 17jähriger Kriegsfreiwilliger, der schon 4½ Monate zwischen Loul und Verdun in den Schützengräben Dienst tut, teilte dieser Tage seinen Eltern die Beförderung zum Gefreiten in folgender launiger Weise mit:

Alle Vögel sind schon da?
Daß ich mich nicht scheide!
Weber Amiel, find noch Star,
's ist ja nur ein Spatenpaar —
Doch zwei „Sperlinge“ sind da,
Das ist meine Freude!

„Sperlinge“ ist in der Soldatensprache bekanntlich die humorvolle Bezeichnung für die Gefreitenköpfe.